

ROCHUS LEONHARDT

Predigt am 18. Sonntag nach Trinitatis (30. September 2018)

Jak 2,1-13

Gnade sei mit uns von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus,  
Amen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im Jakobusbrief im 2. Kapitel: Meine Brüder und Schwestern, haltet den Glauben an Jesus Christus, unsern Herrn der Herrlichkeit, frei von allem Ansehen der Person. Denn wenn in eure Versammlung ein Mann kommt mit einem goldenen Ring und in herrlicher Kleidung, es kommt aber auch ein Armer in unsauberer Kleidung, und ihr seht auf den, der herrlich gekleidet ist, und sprecht zu ihm: Setz dich hierher auf den guten Platz!, und sprecht zu dem Armen: Stell dich dorthin!, oder: Setz dich unten zu meinen Füßen!, macht ihr dann nicht Unterschiede unter euch und urteilt mit bösen Gedanken? Hört zu, meine Lieben! Hat nicht Gott erwählt die Armen in der Welt, die im Glauben reich sind und Erben des Reichs, das er verheißen hat denen, die ihn lieb haben? Ihr aber habt dem Armen Unehre angetan. Sind es nicht die Reichen, die Gewalt gegen euch üben und euch vor Gericht ziehen? Verlästern sie nicht den guten Namen, der über euch genannt ist? Wenn ihr das königliche Gesetz erfüllt nach der Schrift (3. Mose 19,18): ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst‘, so tut ihr recht; wenn ihr aber die Person ansieht, tut ihr Sünde und werdet überführt vom Gesetz als Übertreter. Denn wenn jemand das ganze Gesetz hält und sündigt gegen ein einziges Gebot, der ist am ganzen Gesetz schuldig. Denn der gesagt hat (2. Mose 20,13-14): ‚Du sollst nicht ehebrechen‘, der hat auch gesagt: ‚Du sollst nicht töten.‘ Wenn du nun nicht die Ehe brichst, tötest aber, bist du ein Übertreter des Gesetzes. Redet so und handelt so als Leute, die durchs Gesetz der Freiheit gerichtet werden sollen. Denn es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat; Barmherzigkeit aber triumphiert über das Gericht.

Der Herr segne an uns dies Wort. Amen.

Liebe Universitätsgemeinde,

„Wir sind, was wir tun“. – Diese Formulierung stammt von dem Literaturwissenschaftler, Publizisten und Mäzen Jan Philipp Reemtsma<sup>1</sup>. Wie sich einige vielleicht noch erinnern, wurde Reemtsma im Jahre 1996 Opfer einer aufsehenerregenden Entführung; seine dabei gemachten Erfahrungen hat er seinerzeit in dem Buch „Im Keller“ in eindrücklicher Weise verarbeitet.

„Wir sind, was wir tun“. – In bzw. hinter dieser Formulierung stecken zahlreiche Erfahrungen, die wir alle regelmäßig machen.

---

<sup>1</sup> Jan Philipp Reemtsma: Folter im Rechtsstaat?, Hamburg 2005, 129.

Ein Mensch, der sich bei uns durch das, was er tut, z. B. unzuverlässig sein, bekannt gemacht hat, den nennen wir eine unzuverlässige Person. Und wir hüten uns dann grundsätzlich davor, seine Zusagen und Versprechen allzu ernst zu nehmen.

Ein Mensch, der mehrfach gestohlen hat, den nennen wir einen Dieb. Und wir achten, wenn wir den Umgang mit ihm schon nicht vermeiden können, grundsätzlich darauf, dass wir unser Eigentum im Blick behalten.

Ein Mensch, der mehrfach die Unwahrheit gesagt hat, den nennen wir einen Lügner. Und wenn wir mit ihm zu tun haben, dann halten wir uns an das Motto „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht“.

Dass wir so verfahren, dass wir Menschen also danach beurteilen, was sie tun, wie sie agieren, das ist absolut vernünftig. Denn woran sonst sollten wir uns denn halten? Was wir über andere wissen, kann ja nur darauf beruhen, was diese anderen sagen oder tun. Es mag sein, dass unzuverlässige Menschen, dass Diebe, dass Lügner in irgendeiner Hinsicht doch auch ganz nette Kerle sind, aber das nützt uns nichts, wenn es sich in ihrem Reden und Handeln nicht niederschlägt.

„Meine Brüder und Schwestern, haltet den Glauben an Jesus Christus, unsern Herrn der Herrlichkeit, frei von allem Ansehen der Person.“ – Dieser erste Satz aus unserem Predigttext wendet sich direkt *gegen* den Slogan „Wir sind, was wir tun“. Wenn wir Menschen nach dem beurteilen und behandeln, was wir über sie zu wissen meinen, dann, so der Jakobusbrief, haben wir die Pointe der christlichen Existenz verfehlt: [Zitat] „wenn ihr aber die Person anseht, tut ihr Sünde und werdet überführt vom Gesetz als Übertreter“.

Das Beispiel, das der Jakobusbrief heranzieht, spielt auf die damals wie heute übliche unterschiedliche Behandlung armer und reicher Menschen an. Wenn, so heißt es, „in eure Versammlung ein Mann kommt mit einem goldenen Ring und in herrlicher Kleidung, es kommt aber auch ein Armer in unsauberer Kleidung, und ihr seht auf den, der herrlich gekleidet ist, und sprecht zu ihm: Setz du dich hierher auf den guten Platz!, und sprecht zu dem Armen: Stell du dich dorthin!, oder: Setz dich unten zu meinen Füßen!, macht ihr dann nicht Unterschiede unter euch und urteilt mit bösen Gedanken?“

Liebe Gemeinde, ich denke, es geht hier nicht vorrangig darum, soziale Unterschiede zu kritisieren. Vielmehr stehen Armut und Reichtum hier für die Differenz zwischen einem gelungenen und einem misslungenen Leben. Wer sozial anerkannt ist, also etwas aus seinem Leben gemacht hat, der gilt eben mehr als jemand, dem das nicht gelungen ist. Denn wer etwas aus seinem Leben machen konnte, der hat etwas geleistet. Und wer es zu nichts gebracht hat, an dessen Leistungskraft sind selbstverständlich Zweifel erlaubt. Und diese Zweifel sind nicht unvernünftig. Auch dann nicht, wenn wir in Rechnung stellen, dass Scheitern niemals nur die Folge von eigener Schuld ist, sondern immer auch das Ergebnis unglücklicher Umstände.

Damit habe ich noch einmal bekräftigt, dass es vernünftig ist, wenn wir Menschen danach beurteilen, was sie tun und was sie geleistet haben. Allerdings – und hier hakt der heutige Predigttext ein – muss das, was für uns plausibler Weise vernünftig ist, nicht in jeder Hinsicht richtig sein. Wenn im Jakobusbrief vom „Glauben an Jesus

Christus“ die Rede ist, dann wird eine sozusagen über-menschliche Perspektive eingeführt. Gemeint ist das, was man die Perspektive Gottes nennen kann.

Wir – als Menschen – können gar nicht anders als unsere Mitmenschen danach zu beurteilen, was sie sagen, wie sie handeln, was sie leisten. Allerdings wissen wir dennoch, dass unsere Beurteilung anderer immer nur auf Indizien beruht, also darauf, was sich im Reden, im Handeln und in den Leistungen anderer zeigt. Und wir wissen auch, dass Indizien keine Beweise sind. Denn oft genug erleben wir: Menschen, die uns aus guten Gründen als unzuverlässig oder verlogen gelten, erweisen sich dann plötzlich doch als höchst zuverlässig oder grundehrlich. Menschen können sich eben ändern. Und egal, ob eine solche Änderung eher die Regel oder eher die Ausnahme darstellt: Unsere bisher vernünftigerweise vorgenommene Beurteilung erweist sich im Fall einer solchen Änderung als voreilig und letztlich als falsch.

Die Einführung dessen, was ich gerade als Perspektive Gottes bezeichnet habe, meint nun etwas ganz Einfaches: Das, was ein anderer Mensch letztlich und im Ganzen eigentlich ist, können wir nicht wissen. Aber dieses letztgültige Wissen, über das wir als Menschen nicht verfügen, trauen wir als Christen Gott zu. Der Glaube an Gott ist nun für uns Christen in Christus fundiert. Und dieser Christusbezug unseres Gottesglaubens schließt das Reden und Handeln jenes Menschen ein, der als Christus geglaubt wird; ich spreche von Jesus von Nazareth. Jesus aber hat andere Menschen ganz offensichtlich nicht danach beurteilt, ob sie wohlhabend oder wegen ihrer Leistungskraft sozial geachtet sind. Im Gegenteil: Er hat sich gerade denen besonders warmherzig zugewendet, die allgemein als Versager oder gescheiterte Existenzen galten – in der damaligen Sprache: als Sünder. Abweichend von dem zwar vernünftigen, aber eben auch allzu menschlichen Grundsatz „Wir sind, was wir tun“ hat Jesus die Perspektive Gottes stark gemacht. Heute könnte man sagen: Er hat darauf hingewiesen, dass unsere Urteile über andere Menschen nur auf Indizien beruhen und dass wir deshalb nicht wirklich wissen können, was ein anderer Mensch letztlich und im Ganzen eigentlich ist. Und er konnte deshalb auch und gerade denjenigen Menschen eine Nähe zu Gott zutrauen, die sich in den Augen ihrer Mitmenschen plausibler- und vernünftigerweise als gottlose Versager erwiesen hatten.

In der theologischen Fachsprache ist in diesem Zusammenhang von der Unterscheidung zwischen Person und Werk die Rede. Dabei steht das *Person*-Sein eines Menschen für das, was er in den Augen *Gottes* darstellt, was er also letztlich und eigentlich ist. Und das *Werk* eines Menschen ist die Summe dessen, was er sagt, tut und leistet, was er also in den Augen seiner *Mitmenschen* darstellt.

„Wir sind, was wir tun“. – Dieser Satz macht nun zwischen Person und Werk gerade *keinen* Unterschied. Der christliche Glaube dagegen mahnt genau diese Unterscheidung an. Danach sollen wir in jeder menschlichen *Person* mehr sehen als *nur* einen Wohltäter oder einen Übeltäter. Weder das beste noch das schlimmste Werk eines Menschen sollen wir mit der Person, die dieses Werk getan hat, einfach gleichsetzen. Eine Formulierung des Theologen Eberhard Jüngel bringt dies noch einmal anders auf den Punkt: „Es gibt [, so schreibt Jüngel] unmenschliche Taten. [...]

Doch Gottes Gerechtigkeit verbietet es uns, die unmenschliche Tat kategorial so auszuweiten, daß ihr Subjekt mit ihr identifiziert und dadurch zum Unmenschen erklärt wird. Die Kategorie des Unmenschen ist selber eine unmenschliche Kategorie<sup>2</sup>.

Wenn wir nun fragen: Was kann diese hier – auch im Jakobusbrief gemeinte – Unterscheidung zwischen Person und Werk heute bedeuten?, dann gibt es zahlreiche Antwortmöglichkeiten. Ein Beispiel, das sich, jedenfalls für mich, in diesen Tagen besonders hartnäckig aufdrängt, betrifft die vielfach festgestellte Verrohung unserer politischen Debattenkultur, greifbar etwa an den verbalen Entgleisungen im Bundestag, die inzwischen fast zu einer Regel im sog. Hohen Haus geworden sind. Dabei ist auffällig, dass diese Verrohung oftmals auch und gerade von denen vorangetrieben wird, die sie wortreich beklagen und vor einer Spaltung der Gesellschaft warnen. Es ist deshalb vielleicht kein Zufall, dass – übrigens gerade heute – ein Politiker auf diesen Missetand aufmerksam gemacht hat, der selbst nicht in der Regierungsverantwortung steht. Ich meine den FDP-Vorsitzenden Christian Lindner. In der heutigen „Welt am Sonntag“ mahnt er u.a. an, dass der Wettbewerb in der Demokratie nicht zu einer Feindschaft mit Vernichtungswillen werden darf. – Man muss kein Sympathisant und schon gar nicht Stammwähler der FDP sein, um diesem Hinweis zuzustimmen.

Es geht letztlich um etwas ganz Einfaches, das dennoch alles andere als selbstverständlich ist. Die mit dem christlichen Glauben untrennbar verbundene Unterscheidung zwischen Person und Werk hält uns dazu an, Menschen auch – und gerade! – dann *als Menschen* zu respektieren, wenn wir ihre politischen und ideologischen Auffassungen *nicht* teilen. Im Dialog der Konfessionen und der Religionen gelingt dies manchmal recht gut, nur im Feld der Politik gibt es hier seit ein paar Jahren beunruhigende Schwierigkeiten.

Die Rolle, die dabei der christlichen Kirche zu kommt, die Aufgabe, die Christinnen und Christen in dieser Situation haben, kann deshalb, das ist meine feste Überzeugung, nicht darin bestehen, sich im immer radikaler werdenden Meinungskampf auf eine Seite zu schlagen und damit, vielleicht ohne es zu wollen, die Tendenz zur Feindschaft mit Vernichtungswillen zu befördern. „Denn es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat; Barmherzigkeit aber triumphiert über das Gericht“ – so lautet der Schlusssatz unseres Predigttextes. Barmherzigkeit heißt dabei auch, dass Christinnen und Christen gehalten sind, ihre Auffassungen über das, was Menschen sagen, wie sie handeln, was sie leisten, nicht zu überhöhen. Denn diese Auffassungen können zwar plausibel und vernünftig sein, aber sie beruhen letztlich nur auf Indizien, also darauf, was sich im Reden, im Handeln und in den Leistungen anderer zeigt. Erst und nur die Perspektive *Gottes* erschließt die Wahrheit darüber, was ein anderer Mensch letztlich und eigentlich ist. – Und über diese Perspektive verfügen wir nun einmal nicht.

---

<sup>2</sup> Eberhard Jüngel, Das Evangelium von der Rechtfertigung des Gottlosen als Zentrum des christlichen Glaubens: Eine theologische Studie in ökumenischer Absicht, Tübingen 1998, <sup>4</sup>2006, 228.

Und so zeigt sich an diesem von mir hier gewählten aktuellen Beispiel sehr schön, was insgesamt die Aufgabe der Kirche und auch der wissenschaftlichen Theologie in der modernen Gesellschaft ist. Es geht, und damit nehme ich eine Formulierung des Theologen Friedrich Wilhelm Graf auf, es geht darum, „eine Religionskultur humaner Selbstbegrenzung [...] zu fördern“ und dadurch „der heilsamen Unterscheidung von Gott und Mensch Geltung zu verschaffen“<sup>3</sup>.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, möge eure Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren. Amen.

---

<sup>3</sup> Friedrich Wilhelm Graf, Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur, München 2004, 278.